



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pfalz, Franz: Dichterfreundinnen : 3. Die Titanide : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

3. Die Titanide.

(Fortsetzung.)



Charlotte blieb noch über ein Jahr in Mannheim. Von Zeit zu Zeit erhielt sie einen Brief von Schiller und beantwortete ihn mit der vollen Hingebung an den genialen Seelenfreund, dessen persönlichen Umgang sie schmerzlich vermißte. „Ich wußte nicht — schreibt sie —, wie verlassen, wie einsam ich werden würde, als Sie gingen! Das habe ich nicht auf einmal wissen sollen. . . . Unsere Liebe gehört zu den Eigenschaften unsrer Seele, sie kann nur mit dieser zerstört werden, die Ewigkeit ist ihr Ziel!“ Und dann fügt sie, sich selbst vergeßend, hinzu: „Guter Schiller, wie sehr freue ich mich Ihrer jetzigen Existenz, Ihr Dasein fließt unter der Sorge Ihrer Freunde dahin.“ Einen vorübergehenden Ersatz fand sie im Verkehr mit Frau von Laroche, die den Winter 1785—86 in Mannheim zubrachte. Unterdessen hatte ihr Schwager, der Präsident von Kalb, angefangen, die Ostheimschen Güter zu verwalten. Dies wäre vielleicht selbst für einen erprobten Geschäftsmann nicht ganz leicht gewesen, der Präsident aber faßte noch dazu die Sache mit ungeschickter Hand an. Zunächst spielte er das Familienoberhaupt und bevormundete ohne Zurückhaltung Bruder und Schwägerin. Der Major hatte in der Pfalz keine Anstellung erhalten, er blieb in französischen Diensten, und Charlotte mußte, damit der Aufwand der Familie möglichst vereinfacht würde, mit ihrem Söhnchen das Landgut Kalbsrieth in der Goldenen Aue, welches ihrem Schwiegervater gehörte, zum Aufenthalte wählen. Hier fand sie eine reiche Büchersammlung, die ihr in der ländlichen Einsamkeit Belehrung und Zerstreuung gewährte. Besonders Herders Werke zogen sie an. Der edle und große Geist, der aus diesen Schriften spricht, wirkte läuternd und klärend auf ihr Denken und Fühlen ein. Von Kindheit auf hatte sie einen Hang zu religiöser Beschaulichkeit gehabt. An hochgebildete und charakterfeste Geistliche, an alle, welche die Welt überwunden hatten, hatte sie sich mit inniger Verehrung angeschlossen, aber es war ihr frühzeitig ein mystischer Zug eingepflanzet worden. Sie schwärmte gern in der Sehnsucht nach einem von allen sittlichen Mängeln gereinigten Klosterleben, das den Bedrängten eine Zuflucht böte. Da wirkte nun Herders protestantische Frömmigkeit reinigend und ermutigend auf sie ein. Ihr energischer Geist war

dem philosophischen Denken näher verwandt als dem mystischen Grübeln, Herder wurde fortan ihr geistlicher Berater, und selbst im Ausdrucke lehnte sie sich an ihn an, soweit es ihr möglich war. Schiller war nicht abgeneigt, die Freundin auf längere Zeit in Kalbsrieth zu besuchen, aber Charlotte durfte, wie sie sich selbst ausdrückt, nicht dazu raten. Dieselbe Frau, die in leidenschaftlichen, unverhüllten Worten den Dichter an die Ewigkeit ihres Seelenbundes mahnt, lehnt es ab, mit ihm Tage lang unter einem Dache zu wohnen. Es herrschte noch ein feierlicher Ernst in ihrer Idealwelt.

Als sie so in freiwilliger und unfreiwilliger Abgeschlossenheit ihre innere Welt ausbaute, bemerkte sie auf einmal, daß sich ein Schatten über das Buch ergoß, welches sie eben aufgeschlagen hatte, und daß die Zeilen sich verwirrten. Eine hitzige Epidemie wütete in der Umgegend, zwei ihrer Dienerinnen lagen krank, und bei ihr selbst stellte sich das Übel in Gestalt eines Augenleidens ein, von dem sie nie wieder befreit wurde. Der Präsident riet zu einem Wechsel des Aufenthaltsortes. Charlotte ging zu einer befreundeten Dame, der Frau von Uchtritz nach Gotha, und von da nach Weimar, wo sie ihren bleibenden Wohnsitz nahm. So war denn die geniale Idealistin im Mittelpunkte der schönggeistigen Bestrebungen, in der Heimat des Genies. Aber man kann nicht sagen, daß sie ohne weiteres dahin gepaßt hätte.

Köpke sagt in seiner Biographie der Frau von Kalb ganz richtig, daß ihr Weimar um eine ganze Entwicklungsperiode voraus war. Die Zeit des schrankenlosen Idealismus, die Sturm- und Drangzeit war hier längst vorüber, ein kritischer Realismus war zur Herrschaft gelangt, die Gesellschaft hatte etwas Abwartendes, fast Abwehrendes, wie ihr tonangebender Genius Goethe selbst. Charlotte stieg noch auf der Himmelsleiter ihrer idealen Sehnsucht auf und nieder, bald über die Wolken hinaus, bald in die dunkelste Tiefe ihres sorgenvollen Herzens hinab. Und sie wußte, daß sie nie anders werden konnte, daß sie so bleiben mußte. Im Gegensatz zu der Welt, in der sie sich fremd fühlte, bildete sich nun in ihr die wunderbare Stimmung aus, die ihr fortan eigentümlich blieb und ihrer Person bald etwas unendlich Anziehendes, man möchte sagen rührend Kindliches, bald etwas Herbes und Abstoßendes verlieh, ein wunderbares Gemisch von Selbstbewußtsein und Demut, von Verachtung der Welt und stiller Dankbarkeit für jedes freundschaftliche Entgegenkommen. Sie mischte sich nicht in das kleinliche Getriebe von Neigungen, Abneigungen und Eifersüchteleien des Hoflebens, hochehobenen Hauptes ging sie mitten hindurch durch die vielfach verflochtenen Fäden vertraulichen und mißtrauischen Verkehrs, der die in einsamer Landstadt zusammengedrängte Geistesgenossenschaft zu einer großen Familie machte, aber sie duldete gern das Fremde, sie, die Heimatlose, erhob keinen Anspruch und richtete nie über den Einzelnen. Das ist ihre Größe.

Nur mit wenigen verkehrte sie. Die Herzogin-Mutter Amalie war ihr gewogen, im Wielandschen Hause war sie gern gesehen, mit der Frau Reinhold,

der Tochter Wielands, sogar befreundet, Frau von Stein und Frau von Schardt kamen ihr freundlich entgegen. Frau von Stein hatte schon früher Charlottens Aufmerksamkeit erregt, wie überhaupt anmutige Frauengestalten ihr einen ästhetischen Genuß bereiteten, in den sich keine Spur von Neid mischte. Vor zehn Jahren hatten sich beide Frauen in Meiningen gesehen, und Frau von Kalb konnte nicht vergessen, wie lieblich die Stein im weißen Taftkleide und mit der dunkeln Rose im braunen Haare gewesen sei. Jetzt belohnte Frau von Stein die neidlose Verehrerin damit, daß sie ihr von dem in Italien weilenden Goethe erzählte und dessen Briefe lesen ließ. Die beiden Frauen erkannten wohl die Ähnlichkeit ihrer Aufgabe in der klassischen Welt. Ganz unbedingt schloß sich Frau von Kalb an Herder an. In seine Denkweise hatte sie sich schon eingelebt, seine Predigten, sein freundliches Entgegenkommen im gesellschaftlichen Verkehr, die Würde und Hoheit seiner Person ergänzten den Einfluß, den seine Schriften auf sie ausgeübt hatten. Auch der schwermütige Ernst, dem er sich mehr und mehr hingab, zog sie an. „Ich sah — sagt sie — die Leiden derer, die sich tieferen Forschungen geweiht hatten.“ Herder wurde ihr Berater, ihr Trost; so oft sie nur konnte, verkehrte sie in seinem Hause und verwunderte sich in Demut, daß er sie duldete. So gehörte sie denn recht eigentlich zu dem Herderschen Kreise, dem auch Knebel nahe stand und dem sich ebenso entschieden Frau von Stein zuwandte, als Goethe seine eignen Wege ging. Im übrigen hielt sie sich sehr zurück; mit dem Hofe hatte sie wenig Berührung, der Herzog beachtete sie fast gar nicht.

Am 21. Juli 1787, ein paar Monate später als Charlotte, kam Schiller nach Weimar. Das erste Wiedersehen hatte etwas Geprüftes, Betäubendes, doch fand Schiller die Freundin unverändert, sodaß er sich schon in der ersten Stunde des Zusammenseins mit ihr nicht anders fühlte, als hätte er sie erst gestern verlassen. Vierzehn Tage später schreibt er an Körner: „Ich habe dir nicht geschrieben, welche sonderbare Folgen meine Erscheinung auf sie gehabt hat. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Unruhe erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken, und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, sechs Tage nach der ersten Woche meines Hierseins fast jedem Gefühl abgestorben, nur die Empfindung dieser Ohnmacht blieb ihr und machte sie elend. Jetzt fängt sie an, sich zu erholen, ihre Gesundheit stellt sich wieder her, und ihr Geist wird freier. Jetzt erst können wir einander etwas sein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplane, wie ich mir versprochen hatte. Alles ist nur Zurüstung für die Zukunft.“ Aus dieser ersten Zeit stammen einige interessante Äußerungen Schillers über Frau von Kalb und sein Verhältnis zu ihr. Er schildert sie seinem Freunde Körner als eine

große, sonderbare weibliche Seele, die ein wirkliches Studium für ihn sei und einem größeren Geiste als dem seinigen zu schaffen geben könne. Mit jedem Fortschritte seines Umganges mit ihr entdeckte er neue Erscheinungen in ihr, die ihn wie schöne Partien in einer weiten Landschaft überraschten und entzückten. Sein Verhältnis zu ihr sei wie die geoffenbarte Religion auf den Glauben gestützt. Wie bei dieser die Resultate langer Prüfungen und langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes auf eine mystische Weise avancirt seien, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde, so hätten auch sie mit der Ahnung des Resultates angefangen und müßten nun ihr Verhältnis verstandesmäßig untersuchen und befestigen. Da gebe es denn Epochen des Fanatismus, des Skeptizismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und am Ende werde ein reiner und billiger Vernunftglaube der allein seligmachende sein. Wahrscheinlich sei der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in beiden vorhanden, aber er warte noch der Entwicklung. In Charlottens Gemüt sei übrigens mehr Einheit als in dem seinigen, obgleich sie wandelbarer in Launen und Stimmungen sei. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Gang ihres Wesens hätten sein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als dies bei ihm der Fall mit dem ihrigen habe sein können. In Wirklichkeit war das Verhältnis wohl inniger, als diese kritische Betrachtung vermuten läßt. Schiller widmete sich der Freundin ganz, soweit seine Arbeiten und der notwendige Verkehr mit andern es zuließen. Täglich war er bei ihr, oft zweimal, zuweilen von früh bis abends. Er ging mit ihr spazieren und begleitete sie in die Gesellschaft. Die Weimarer waren an Seelenfreundschaften gewöhnt, sie respektirten die Vertraulichkeit der beiden Fremden, äußerlich wenigstens, so sehr, daß sie beide häufig zusammen einluden. Diese Rücksicht nahmen sogar die Herzogin und die Herzogin-Mutter. Doch mag es auch an Klatsch und übler Nachrede nicht gefehlt haben. Charlotte vergalt die Hingebung ihres Dichters ähnlich wie die Stein mit schwesterlicher Zärtlichkeit. Sie sorgte für seine äußere Bequemlichkeit, verschaffte ihm einen passenden Diener, half ihm seine Häuslichkeit einrichten und erleichterte ihm als Führerin und Beraterin seinen Eintritt in die Hofreise. Man kann sie Schritt für Schritt verfolgen, diese beiden in ihren Idealismus und ihre Freundschaft eingeschlossenen Fremden, wie sie mit einander die selbstbewußte und formgerechte Weimariische Gesellschaft durchwandern und ihre Betrachtungen anstellen. Mit aufrichtiger Bewunderung sahen sie zur Herzogin Luise auf; ihre gleichsam jungfräuliche Strenge und durch eine hohe Bildung erzeugte Milde schildert Charlotte noch in ihren Memoiren mit warmen Worten. Natürlich brachte Charlotte auch den Arbeiten ihres Freundes das lebhafteste Interesse entgegen. Besonders rührten sie die Szenen in Don Karlos, die ihr eignes Bild wiederpiegeln.

Im Anfang wirkte diese Bethätigung einer innigen Freundschaft außerordentlich belebend auf Charlotte ein. Sie ward gesund, gesellig und heiter,

fast mutwillig. Mitten im idealsten Fluge ihrer Gedanken konnte sie herzlich lachen, so frei und sicher fühlte sie sich. Allmählich aber mischte sich etwas Beängstigendes und Leidenschaftliches in das Zusammenleben mit dem Freunde. Schiller war doch nicht mehr, wie in Mannheim, der bald unbändig aufwallende, bald weiblich sanfte Jüngling des Sturmes und Dranges, der sich bereitwillig in die moralische Pflege der jungen Frau begeben hatte. Der Aufenthalt in Dresden war nicht günstig für seine sittliche Entwicklung gewesen. Andeutungen in Hubers Briefen und bekannte Thatsachen lassen erkennen, daß der sinnliche Teil seines Wesens gewaltsam zur Geltung zu kommen suchte. Er bot nicht mehr wie in Mannheim jedem schönen Mädchen Herz und Hand zugleich an, sondern war im Notfalle bereit, das Herz allein und die Hand allein zu verschenken. In den Armen einer schönen Glücksritterin in Dresden aus der Klasse der Demimonde, des Fräulein Arnim, hatte er den Mut dazu gewonnen. Es war kein Zeichen von seinem sittlichen Takte, daß er seiner Seelenfreundin in Weimar das Bild der Arnim zeigen und rühmen konnte. Charlotte sollte noch mehr darunter zu leiden haben.

Auch in geistiger Beziehung stand Schiller im Begriff, ein anderer zu werden. Schon durch seine geschichtlichen und philosophischen Studien war er von dem idealen Traumleben der Sturm- und Drangperiode abgelenkt worden; in Weimar schloß er sich mehr und mehr an Wieland an, der mit ihm einen förmlichen Kursus der Kunstpoesie durcharbeitete und ihn dringend auf die klassischen Dichtungen der Alten als auf die unvergänglichen Muster hinwies. Überhaupt war die Weimarer Luft dem Sturm und Drang nicht günstig, und Schiller sträubte sich nicht gegen die Umwandlung seiner Ideen. Mit Don Karlos schließt 1787 die Zeit seines unbegrenzten Idealismus ab, Don Karlos aber ist auf dem Boden seiner Liebe zu Charlotte erwachsen und mit dieser bis zum Abschluß aufs innigste verwebt gewesen. Als Don Karlos vollendet war, begann seine Seelenfreundschaft mit der Idealistin zu ermatten. Denn Charlotte änderte sich nicht, sie blieb, was sie war, die Heldin der Sturm- und Drangzeit. Ehe aber Schiller sich vollkommen klärte, ehe er geistig die Freundin wirklich überragte, umging ihn eine Zeit lang die Trübe, welche jeden Übergang kennzeichnet. Daher hat in dieser Zeit das Pathos seiner Empfindungen zuweilen etwas Ungefundes, wie wir schon in seinem Verhalten gegen Karoline von Beulwitz gesehen haben. Seine vulkanische Natur warf einen glühenden Aschenregen aus, der die friedliche Umgebung versengte. Auch in Charlotte sah er nicht mehr allein die geistige Schwester, sondern ebenso sehr das Weib, welches seine sinnliche Natur aufregte. Er suchte sie geflüßentlich allein zu sehen, er bat sie schriftlich, zu ihm zu kommen, weil er nicht ausgehen könne. Charlotte mußte abschlagen, abweisen, und Schiller zürnte ihr deswegen. Sie war wirklich in einer schlimmen Lage. Ihr Augenleiden wurde trotz der sorgfältigen Behandlung des jungen Hufeland, der sich damals in Weimar

niederließ, nicht vollständig gehoben, ihre Vermögensverhältnisse verschlechterten sich zusehends. Hatte doch der Präsident die Familie in seinem Eifer, die Ostheim'schen Güter zu verwalten, in einen kostspieligen und langwierigen Prozeß verwickelt, zu dessen Bestreitung die Güter immer von neuem mit Schulden belastet werden mußten! Dazu kam nun das auffällige Benehmen des Freundes, in dessen Umgange sie ihre Heiterkeit, ihre Gesundheit wiedergewonnen hatte. Im Herbst des Jahres 1787 kam ihr Gemahl nach Deutschland zurück, der Prozeß verlangte seine Gegenwart. Charlotte reiste ihm bis Kalbsrieth entgegen und brachte ihn im Dezember nach Weimar. Schiller findet in ihm ganz den „alten,“ aber er zweifelt, ob die Gegenwart des Mannes ihn lassen werde, wie er sei, andererseits fürchtet er, daß des Majors Billigkeit und Stärke durch Einmischung fremder Personen und durch die dienstfertige Ohrenbläse auf eine harte Probe gestellt werden könnte. Infolge dessen zog er sich mehr und mehr von Charlotten zurück. Diese bewahrte ihre wiedergewonnene Heiterkeit, so gut es anging, und führte ihren Mann in die Gesellschaft ein, wo er durch seine Erzählungen aus Amerika und Frankreich Aufmerksamkeit erregte, aber sie fand immer wieder, daß ihre Bestrebungen von denen ihres Mannes weit ablagen und daß sich darum eine Harmonie der Gemüther nicht herstellen ließ. Je mehr sich Schiller von ihr entfernte, desto mehr fühlte sie, wie viel sie an ihm verlor. Und daß der Erwählte ihrer Seele auch an ihrer irdischen und weiblichen Existenz Gefallen fände, sie ganz liebte und begehrte, hatte doch etwas Berausches für sie. Gewiß hatte es ihr weh gethan, ihn fern halten zu müssen. Wie, wenn sich eine Form finden ließ, in welcher sie ihm Erhörnung, Gewährung hoffen lassen konnte, ohne daß die bürgerliche Gesellschaft, deren Urteil sie fürchtete, sie zu verdammen ein Recht hätte! So keimte in ihr der Wunsch, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen, und ihre Liebe ward zur Leidenschaft. Als der Major im Frühjahr 1788 wieder nach Frankreich zurückging, ward die Trennung der Ehe noch nicht beschlossen, aber Geschiedenheit im äußern und innern Leben, doch „nie mit Vorwurf, denn dies Loos war das erträglichste.“ Freilich, fast zu gleicher Zeit verließ auch Schiller Weimar. Er hatte im Winter, während Charlotte durch die Gegenwart ihres Mannes gebunden war, gern mit Lottchen von Lengefeld verkehrt, die sich damals in Weimar aufhielt, und bezog Mitte Mai das Sommerlogis in Volkstädt bei Rudolstadt. Im traulichen Verkehr mit den Schwestern von Lengefeld verflogen ihm die Sommermonate wie ein schöner Traum. Die reine, klare, in der Milde ihrer jungfräulichen Liebe strahlende Charlotte von Lengefeld war berufen, dem Dichter den sittlichen Frieden wieder zu geben. Aber auch sie nicht ohne schwere Kämpfe! Zwar trug sich Schiller immer mit Heiratsgedanken, um dem Zwispalt in seinem Innern zu entgehen, allein die dämonischen Mächte in ihm drängten ihn fort und fort nach der Peripherie hin. Während die wahre Liebe ihn schon mit ihren ersten Blumenketten umwand, schrieb er an Charlotte von Kalb,

Grenzboten III. 1887.

29

die seiner hartete, einen langen, langen Brief, worin er sie beschwor, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen. Die Erstarrung der Falschheit dürfe sie nicht dulden, es sei ein Wahn, wenn sie meine, ohne ein bestimmtes Abbrechen den Frieden wieder zu gewinnen. Sie solle zu ihm kommen in seine Berge, er erwarte sie. Wahrscheinlich stellte er ihr ein Zusammenleben im Geiste in Aussicht, wie ein Jahr später noch der Schwester seiner Verlobten, der Frau von Beulwitz. Charlotte antwortete nicht mit einem Briefe, sondern mit einem ganzen Hefte, sie mußte ihm doch ihr Innerstes, ihr Leben enthüllen. Das Schreiben ist nicht erhalten geblieben, es ist vernichtet worden, wie das Schillers, aber aus ihren Memoiren läßt sich schließen, daß sie die Ehe als das Band der Vereinigung forderte. Schiller antwortete nicht. Am 12. November kam er selbst nach Weimar zurück und überbrachte ihr einen Brief von Lottchen von Lengefeld, in welchem diese um ihre Freundschaft bat, aber die Herzensergüsse, welche sie erwartete, blieben aus. Mehr und mehr zog er sich von ihr zurück. Schon von Rudolstadt aus hatte er an Körner geschrieben: „Ich widerrufe nichts, was ich von ihr [der Kalb] geurteilt habe, sie ist ein geistvolles und edles Geschöpf, ihr Einfluß aber auf mich ist nicht wohlthätig gewesen.“ Von dieser Umwandlung hatte Charlotte noch keine Ahnung. Sie freute sich, wenn der geliebte Mann sie einmal besuchte, und lenkte gern in den Gang einer geistvollen, ernstesten Unterhaltung ein, sodaß auch der verwandelte Freund ihr seine Bewunderung nicht versagen konnte. Da sie schrieb sogar an ihren Gatten und deutete ihm die Veränderung an, die für seinen und ihren Frieden unvermeidlich wäre, das heißt wohl, sie schlug ihm die Scheidung vor. Aber sie erhielt keine Antwort. Im Frühjahr 1789 kam Herder aus Stalien zurück. Da eilte Charlotte in ihrer Herzensangst zu ihm und fragte ihn um Rat. Auch er empfahl ihr, die Ehe mit dem Major aufzulösen. Es waren schwere, sorgenvolle Wochen, die sie durchlebte. Schiller trat seine Professur in Jena an, ohne ihr ein Wort des Trostes zu hinterlassen. Was sollte sie thun? In ihrem Kummer las sie die Betrachtungen Montaignes über die Freundschaft und vertiefte sich in Herders Predigten. So stellte sie mühsam eine künstliche Ruhe in sich her und suchte sich diese in äußerer Abgeschlossenheit zu bewahren. Gegen Ende des Sommers war Schiller vier Tage in Weimar und widmete ihr wieder einmal jede freie Stunde. Er war oft in sinnender Betrachtung, und es schien ihr, als ob er ihr etwas zu vertrauen, zu bekennen hätte. „Noch einmal — sagt sie — wurde mein Leben wie durch einen Lebensstrahl erleuchtet, ich war umso erregter, als ich bedachtsam sein wollte.“ Sie war begeistert, entzückt, sie hätte sterben mögen in diesen seligen Augenblicken. Die Arme! Sie wußte nicht, daß sich Schiller am 3. August mit Charlotte von Lengefeld heimlich verlobt hatte. Gegen Weihnachten kamen die Brüder von Kalb nach Weimar. Sie hatten nichts gegen die Trennung, aber dann sollte sie auch den Sohn hergeben. Das konnte sie nicht. War doch das

Kind bisher ihr einziger Trost gewesen in langer, schwerer Zeit. Mit allen Fasern ihres Herzens klammerte sie sich an den Knaben an, und mit furchtbarer Deutlichkeit sah sie die trostlose Lage, in die sie geraten war. Die Leidenschaft im Herzen, die starre, kalte Welt vor sich, Öde und Verlassenheit, wohin sie blickte! Das Gefühl der innern und äußern Not überwältigte sie so, daß sie in eine todesähnliche Erstarrung fiel, aus der sie erst am andern Tage erwachte. Und nun erst sollte sie auch den letzten Trost verlieren. Während sie unter dem Mißtrauen litt, das sie selbst im Kreise der nächsten Angehörigen wach gerufen hatte, lüftete sich der Schleier über Schillers Verlobung. Da gewann die Leidenschaft, die wider ihren Willen in ihr erregt worden war und in einer starken Natur wie der ihrigen zu einer ungestümen Macht anschwellen mußte, Gewalt über sie. Es ist ohne Zweifel alles wahr, was ihre Gegner ihr in dieser Zeit vorwerfen: daß sie Schillers Braut mit boshaften Bemerkungen verfolgte, daß sie einen anonymen Brief an sie schrieb, worin sie ihr die Liebe zu Schiller als eine Thorheit verdächtigte, daß sie die Briefe der Liebenden erbrach, wenn sie deren habhaft werden konnte, daß sie sich noch in dieser letzten Frist verzweifelt an den Geliebten wendete, ihn mit Briefen und Einladungen zu vertraulichen Besprechungen bestürmte und dann wieder ihre Liebe zu ihm als eine Tollheit, einen ungeschickten Traum brandmarkte, der schon lange nicht mehr in ihrer Erinnerung sei, daß sie kurz vor der Hochzeit, als Lotte sie bei Frau von Stein traf, ausfah wie ein rasender Mensch, bei dem der Paroxysmus vorüber ist, so erschöpft, so verstört. Es ist alles wahr und erklärlich. „Sie saß unter uns — schreibt Lotte in einem Briefe an Schiller — wie eine Erscheinung aus einem andern Planeten und als gehörte sie gar nicht zu uns. Ich fürchtete wirklich für ihren Verstand. Sie ist mir sehr aufgefallen, und hätte sie nicht wieder die unverzeihlichen Härten und das Ungraziöse in ihrem Wesen, sie könnte mein Mitleid erregen.“ Schiller war in nicht geringer Verlegenheit. Bald sucht er leicht über den heikeln Punkt hinwegzukommen, bald das Benehmen der gekränkten Frau als eine unbegreifliche Anmaßung hinzustellen. „Ich habe eben einen Brief an die Kals geendigt — schreibt er am 8. Februar 1790 seiner Braut —, und zwar eine Antwort auf einen, den ich heute von ihr erhalten habe. Sie beträgt sich wie gewöhnlich sehr ungraziös, und ich habe mich, dünkt mir, sehr schön an ihr gerächt. . . . Ich habe ihr von unsrer Glückseligkeit geschrieben, dieses war meine Rache, sie hat sie reichlich verdient.“ Und einige Tage später, kurz vor der Hochzeit: „Sie drang in mich in ihren letzten Briefen, sie nur auf einen Augenblick zu besuchen, weil sie mir etwas sehr wichtiges zu sagen habe. Da ich es neulich endlich ganz abschlug, so eröffnete sie mir in ihrem letzten Briefe die Sache, um derentwillen sie so nötig fand, mich zu sprechen. Dies war nun offenbar nicht die Wahrheit, denn ihr Anliegen ist durch einen Brief noch leichter abzuthun gewesen. Sie war nie wahr gegen mich als etwa in einer Leidenschaft-

lichen Stunde, mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken. Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal edel genug, um mir Achtung einzulösen." Schiller erntete, als er in den Kreis der reinen Liebe eintrat, die bitteren Früchte dessen, was er in der trüben, verworrenen Übergangszeit selbst gesät hatte. Es gehörte die grundlose Liebe einer Lotte von Lengefeld dazu, die Luft auszufüllen, welche die Braut noch von dem Bräutigam trennte. Wie sie in frommer Hingebung und Selbstlosigkeit den Mann ihrer Liebe von der Schwester erwarb, so rang sie um ihn mit der frühern Geliebten. Sie macht Schiller keine Vorwürfe, aber mit dem scharfen Auge der Eifersucht überwacht sie jedes Wort, jede Handlung der leidenschaftlich erregten Frau und schöpft die Zuversicht in dem schweren Kampfe aus dem Bewußtsein, daß sie ihrem Verlobten zu seinem eignen Besten helfend zur Seite stehe. „Nein gewiß, Lieber — schreibt sie am 22. Januar 1790, also wahrscheinlich in der Zeit, als sich die Krisis bereits dem Ende zuneigte —, sie ist nicht gemacht, dir zu gehören, sie hat so viele Härten in ihrem Wesen, die dich nicht glücklich gemacht hätten. Unsrer Verbindung wäre bei einem nähern Verhältnisse mit dir ganz zerstört worden, du wärst gar nicht mehr für uns da gewesen. Wir wären uns fremder geworden und zuletzt ganz getrennt, denn sie hätte uns nicht in deinem Herzen wissen mögen. Ein guter Genius bildete mein Wesen, um einst wohlthätig auf das deine wirken zu können.“

Der Paroxysmus der Leidenschaft war bei der heroischen Dulderin vorübergehend. Sie ergriff die Zügel ihres Lebens von neuem, riß ihre Gedanken von dem Abgrunde zurück, aus dem ihr der Wahnsinn entgegenstarrte, und erhob das Haupt wieder zu der Sternenwelt ihrer allgemeinen Ideen. Ihre Briefe erbat sie sich von Schiller zurück, um sie noch einmal zu lesen und mit den feinigsten zu sammeln und zu heften. Als Schiller kurz vor seiner Hochzeit nach Erfurt reiste, um die Braut abzuholen, übergab er ihr das Andenken an eine stürmische Zeit eigenhändig. Es war der Abschied, den er von ihrem Herzen nahm. Charlotte sammelte und heftete die Blätter nicht. Trauernd saß sie vor dem schwarzen Kästchen, in dem sie lagen, wie vor dem Sarge ihrer Liebe. Dann nahm sie ein Blatt nach dem andern heraus und warf es in die Flamme. Das Opfer war vollbracht, der Schleier war gefallen, der das Urbild der Elisabeth im Don Karlos vor der Nachwelt verhüllen sollte. „Ich ehre uns — sprach sie vor sich hin, als die letzten Zettelchen in schwarzen Staub zusammenfielen — wenn ich sie vernichte.“ Ihre Liebe zu dem Dichter war der Segen und der Fluch ihres Lebens. In der stürmischen Zeit der Entwicklung hatte sie sich zu ihm gefunden, sich zu seiner Führerin erboten, und er hatte ihr dafür von seinem Wesen gegeben. Jetzt wuchs der Geistesheros über sie hinaus, vergebens klammerte sie sich an seine Fersen, er schob sie beiseite, aber ihr blieb die geistige Erbschaft seiner ersten Periode, ihr blieb die Gährung, die er glücklich überwunden hatte. So war es der Frau von Stein mit Goethe ergangen,

so mußte es ihr ergehen. Aber während Frau von Stein ihrem Grolle in kleinlichen Angriffen auf den Ungetreuen Luft machte, entweichte Frau von Kalb ihre Trauer nie durch Klage und Verleumdung. Sie wollte größer sein als ihr Schicksal. Und nachdem sie den furchtbaren Schlag ganz überwunden hatte, bot sie Schiller mit unumwölkter Stirn selbst die Hand zu einem neuen Bunde gegenseitiger Achtung und Aufmerksamkeit. Im Mai 1793 bat sie brieflich den alten Freund, ihr einen Hauslehrer für ihren Fritz zu empfehlen. Schiller antwortete sichtlich erfreut in freundschaftlich entgegenkommender Weise und erfüllte ihre Bitte. So war denn das Unrecht auf beiden Seiten gesühnt, die Verständigung auf einem höheren Gebiete des Lebens angebahnt, und der herzliche Verkehr wurde bis zu Schillers Tode nicht wieder unterbrochen. Wohl blieb Schiller anfangs gern auf dem neutralen Boden eines höflichen Verkehrs mit ihr, weil er ihrer Reizbarkeit, ihrem exzentrischen Gebahren nicht recht traute; aber nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß sie immer ruhiger wurde, redete er sie wieder mit dem alten, traulichen „Charlotte“ an, und mit der Herzogin Amalie zusammen hob sie seinen zweiten Sohn Ernst aus der Taufe. Als er 1799 nach Weimar übersiedelte, bezog er das Haus, welches sie aufgeben mußte, weil es für sie zu groß war, und sie überließ ihm einen Teil ihrer Einrichtung.

(Schluß folgt.)



Klagen eines Zeitungsschreibers.



lagen der Schriftsteller sind schon oft und viel vernommen worden, über zu geringe Einnahmen, über Schädigung ihrer Rechte in der einen oder andern Weise. Wenn man aber von der Gesetzgebung besseren Schutz dieser Rechte verlangt, so ist doch klar, daß die eigentliche Ursache des Übels, das Überwiegen des Angebots über die Nachfrage, auf diesem Wege nicht gehoben werden kann.

Und von der andern Seite wird dieser Klage alle Berechtigung abgesprochen. Ein unzufriedenes Geschlecht, diese Literaten, heißt es, denn wer hätte wohl größere Einnahmen aufzuzeigen als mancher Schriftsteller? Die Wahrheit nun ist, wie auch zur Genüge bekannt sein dürfte, daß, wenn überhaupt von einer Ungerechtigkeit des lesenden Publikums gegen die Schriftsteller die Rede sein kann, hauptsächlich die gediegenere und wertvollere schriftstellerische Produktion hiervon betroffen wird, da das Publikum seine Auswahl keineswegs dem innern Wert der Literaturerzeugnisse entsprechend trifft. Und man kann im allgemeinen wohl behaupten, daß der Lohn schriftstellerischer Arbeit (soweit er aus dem Lesebedürfnis des Publikums erwächst) steigt im umgekehrten Ver-